

Seit meinem vierten Lebensjahr spiele ich

Andor Foldes: Gedanken auf dem Wege zum 60. Geburtstag

Die aphoristischen Betrachtungen und Erfahrungssätze der folgenden Seiten schrieb uns Andor Foldes. Der Pianist, der am 21. Dezember sechzig Jahre alt wird, hat in jüngster Zeit eine Serie von Schallplatteneinspielungen für Electrola begonnen, die bei Klaviermusiksammlern auf großes Interesse gestoßen sind. Denn sie zeigten einen „neuen“ Foldes, bei dem die gleichgebliebene Perfektion des Pianistischen eine musikalische Abstützung erfuhr, die den Interpretationen auf neue Weise Reiz und Gewicht verlieh. Als jüngstes Produkt dieser Reihe erscheint eine Schumann-Platte mit Kreisleriana, Kinderszenen und Papillons, auf dem Produktionsplan stehen des weiteren die große B-dur-Sonate Schuberts, der alle großen Schubert-Werke folgen sollen. „Aber ich werde mir Zeit lassen“, kommentiert Foldes. Sein Terminkalender ist ohnehin voll genug. Der Wahlschweizer und, als Giesekings Nachfolger, Saarbrückener Klavierprofessor, befindet sich zur Zeit auf einer neuen großen Fernost-Tournee, von der er Mitte November über Teheran zurückkehrt. Im Dezember wird ihm in Bonn die Ehrenmitgliedschaft des Vereins Beethovens übergeben, und der Geburtstag wird mit einer Aufführung von Mozarts Es-dur-Konzert KV 482 in Baden-Baden begangen ...

Worauf es ankommt: eine an Besessenheit grenzende Intensität, mit der man sich mit dem vorzutragenden Komponisten und seinem Werk identifiziert. Ohne diese Besessenheit, ohne eine weiße Glut der Intensität ist jede Interpretation sinn- und wertlos.

*

Seit meinem vierten Lebensjahr spiele ich Klavier.

Es ist kein Zufall, daß ich Musiker wurde. Meine Mutter war Pianistin, mein Onkel war Bratscher und Mitbegründer (1919) des weltberühmten Budapester Streichquar-

tetts, meine Tante Gesangspädagogin, ein Bruder meiner Mutter (der Jüngste) Geigenwunderkind. Er starb mit 14 Jahren an Diphtherie. Ich war damals vier Monate alt. Meine Eltern und die ganze Familie betrachteten mich plötzlich als eine Art von „Ersatz“ für den eben entschlafenen kleinen Wundergeiger. So wurde ich Musiker. Ich hatte keine Wahl.

Erblich belastet? Vielleicht. Sicherlich – erblich begnadet.

Ich habe es nie bereut.

Dagegen ist es reinster Zufall, daß ich Pianist wurde. Meine Mutter unterrichtete, während mein Vater im Krieg war,

Klavier, um uns zu ernähren. Sie war den ganzen Tag unterwegs von einem Schüler zum anderen. Daher kam sie auf die Idee, daß mein Onkel mich auf der Geige unterrichten sollte. Es war Kriegszeit. 1917. Die Verbindung zwischen den beiden großen Stadtteilen Buda, wo wir wohnten, und Pest, wo mein Onkel logierte, funktionierte bedenklich schlecht. Oft verbrachte mein Onkel mehr als eine Stunde auf der Tram, bis er zu uns gelangte. Nach sechs Wochen wurde ihm die viele Reiserei lästig.

„Unterrichte den Jungen doch selbst, am Klavier. Das wäre viel einfacher“, meinte er zu meiner Mutter. So wurde ich Pianist statt Geiger. Es war kein Zufall. Es war Fügung – auch wenn es dazu einen Weltkrieg gebraucht hat.

Ich spielte mein erstes Konzert mit sechs Jahren. Es war eine Sylvesterveranstaltung der Budapester Zeitungsverleger, und meine Mitwirkung beschränkte sich auf die Wiedergabe der d-moll-Fantasie von Mozart – das erste Werk, das ich je öffentlich vorgetragen habe. Ich habe es seitdem nie wieder gespielt. Zu schwer.

*

Ich war einziges Kind und hatte mit meiner Umwelt und den Mitmenschen große Kontaktschwierigkeiten. Ich absolvierte die vier Elementarschuljahre sowie die acht Klassen des humanistischen Gymnasiums (Latein, aber kein Griechisch) zu Hause, mit Hilfe ausgewählter Privatlehrer. Das ermöglichte mir, täglich sechs bis sieben Stunden zu üben. Ich saß am Flügel und spielte wie ein Besessener. Die Technik,



Dreimal Foldes: Oben 1947 mit Zoltán Kodály, links 1959 mit Paul Hindemith, rechts 1973 in seinem Schweizer Domizil

Klavier ...

die ich besitze, habe ich mir zwischen meinem sechsten und zwanzigsten Lebensjahr erworben. In dieser für alle Pianisten so entscheidenden Zeit spielte ich meistens den ganzen Tag. Wenn andere Kinder meines Alters Fußball spielten oder Schlittschuh liefen, auf Berge kletterten, ins Kino oder die Konditorei gingen – ich saß am Klavier und übte. Damals habe ich es manchmal bereut – auch ich hätte mich gerne ausgetobt wie jedes „normale“ Kind. Heute bin ich glücklich. Die Überzeit von damals ermöglicht mir heute noch, von den „Renditen“ meines „Kapitals“ zu leben. Das Kapital selbst, meine Klaviertechnik, habe ich noch nicht angetastet. Es ist das größte Kapital, das ich besitze.

Seit über 55 Jahren spiele ich nun Klavier, aber ich habe meine Seele nicht der Technik verkauft. Mehr als jede äußerste Präzision, jede tonliche Raffinesse ist mir die Unmittelbarkeit des Ausdrucks, die fortwährende Spannkraft des Spiels wichtig. Technik allein kann nie glücklich machen – weder den Spieler noch den Zuhörer. Überzeugte, daher überzeugende Wiedergabe eines Meisterwerks: manchmal ja. Davon bin ich felsenfest überzeugt – dafür lebe ich.

Ich wollte nie reich werden. Gott hat mir diesen Wunsch (leider) erfüllt.

Seit frühester Kindheit hatte ich den Herzenswunsch, die bedeutendsten Musiker, Schriftsteller, Künstler, Wissenschaftler, Staatsmänner meiner Zeit kennenzulernen und mit ihnen, wenn möglich, persönlichen Kontakt zu pflegen. Auch dieser Wunsch – Gott sei dafür gedankt – ging in Erfüllung. Mit neun Jahren traf ich meinen späteren Meister, den großen ungarischen Pianisten und Komponisten Ernst von Dohnanyi zum ersten Male. Mit dreizehn habe ich Alban Berg kennengelernt, mit sechzehn spielte ich Emil von Sauer (dem letzten lebenden Schüler Franz Liszts) vor, und zur gleichen Zeit traf ich Béla Bartók zum erstenmal.

In den darauffolgenden 44 Jahren habe ich Albert Einstein und Sibelius, Henry Moore und Franz Werfel, Oskar Kokoschka und Samuel Beckett, Strawinsky und Max Frisch, Hindemith und Dürrenmatt, Arnold Schönberg und Heinrich Böll, Darius Milhaud und Ionesco, Ezra Pound und Aaron Copland, Bertrand Russell und Vasarely, Schmidt-Rottluff und Günter Grass, Georges Duhamel und André Masson, Zoltan Kemeny und Kodály, Willy Brandt und Indira Gandhi und viele, viele andere Persönlichkeiten kennengelernt, und ich darf eine Reihe von ihnen als meine Freunde bezeichnen. Dafür bin ich dem Schicksal unendlich dankbar. Sie alle haben mein Leben bereichert und zu meiner geistigen Entwicklung beigetragen.



Wenn ich nicht Musiker geworden wäre, hätte ich gerne Schriftsteller sein wollen. Es war immer mein Bestreben, das richtige Wort am richtigen Ort zu gebrauchen und weder zu wenig noch zu viel zu sagen. In der Musik mußte ich mich nie so genau festlegen. Da ich immer sehr bequem war, blieb ich bei der Musik – es war einfacher.

Die Musik fängt für mich mit Mozart und Beethoven an. Mit acht Jahren spielte ich mein erstes Orchesterkonzert mit dem Budapester Philharmonischen Orchester unter Leitung des damaligen Generalmusikdirektors Stefan Kerner. Ich spielte Mozarts B-dur-Konzert KV 450. Als ich dieses Werk viele, viele Jahre später auf Schallplatten spielte (mit den Berliner Philharmonikern unter Leitung von Leopold Ludwig), kam es mir riesig schwierig vor. Wie gerne würde ich eine Bandaufnahme besitzen aus dem Jahre 1921, als ich es zum erstenmal gespielt habe. Damals erschien es mir allerdings leicht. Und damit komme ich zu dem zentralen Problem eines jeden ausübenden Nachschaffenden. Es gibt nur eine Möglichkeit – in frühester Jugend Wunderkind gewesen zu sein. Falls man dies verpaßt hat, kann man mit 30 nie ein vollendeter Künstler sein. Die wenigen Ausnahmen (Rachmaninoff, Svatoslav Richter) bestätigen die Regel. Aber (und hier ist der Haken) alle Wunderkinder haben es schwierig, wenn sie die Schwelle des Erwachsenseins übertreten müssen.

Ich halte mich für besonders glücklich, weil ich glaube, meine musikalischen Ideale richtig ausgewählt zu haben. Seit frühester Kindheit habe ich Wilhelm Backhaus verehrt und bewundert wie einen zweiten Pianisten. Obzwar ich selbst Schüler Ernst von Dohnanyis war, habe ich mich zeitlebens für einen Backhaus-Eleven (mindestens im Geiste) gehalten. Des öfteren habe ich Backhaus in Budapest vorgespielt und von ihm sehr wertvolle Anregungen erhalten. Mein vielleicht größtes musikalisches Erlebnis war der Beethoven-Zyklus sämtlicher Klavierensonaten an sieben Abenden, den Backhaus in der Saison 38/39 in Budapest gespielt hat. Ich habe an diesen sieben Klavierabenden mehr gelernt als von sämtlichen Klavierprofessoren während meiner ganzen Studienzeit.

Meine Frau und ich fliegen sehr viel – seit über 30 Jahren. Wir haben uns nie darüber Gedanken gemacht, ob Fliegen gefährlich ist oder nicht. Wann immer wir mit der Air France fliegen, werde ich allerdings etwas nachdenklich. Denn schon öfter hatte ich bei dieser Gesellschaft einen Fragebogen auszufüllen, der die ominöse Frage enthält: „Destination final?“

Sehr ungern denke ich über das endgültige Ziel der Reise nach – und schon gar nicht gern wenn ich selbst in einem Flugzeug sitze. So fülle ich diese Rubrik jeweils folgendermaßen aus: Le ciel, j'espère, mais pas tout-de-suite...

Wenn es eine „Foldes-Story“ gibt, so ist es diese: Wie der Bartók-Spieler Andor Foldes mit 60 Jahren ein Schubert-Spieler wurde, über den die Stuttgarter Zeitung den Satz schrieb: In Andor Foldes ist uns ein großer neuer Schubert-Spieler erwachsen. Dies ist eine Entwicklung, die ich als natürlich betrachte: von Mozart und Beethoven über Liszt (Preisträger mit 20 Jahren in Budapest an einer Internationalen Franz-Liszt-Konkurrenz) und Bartók (Grand Prix du Disque, 1956) zurück zu Mozart und zu Schubert. Der Kreis schließt sich.

Ein „Figaro“ von Walter . . .

Viele Lücken im deutschen Katalog sind zu schließen durch Importe aus den westlichen Schallplattenländern. Wo auch deren Kataloge versagen, helfen – vor allem bei historischen Einspielungen – nicht selten die diversen Angebote von Privatpressungen, auf denen, manchmal hart am Rande der Legalität, vorwiegend die Mitschnitte von interessanten Rundfunkeinspielungen dokumentiert sind, und die Veröffentlichungen von Künstler-Klubs und -Gesellschaften.

Eine der aktivsten dieser Vereinigungen ist neben der amerikanischen Toscanini Society, die parallel zur RCA-Edition konsequent Rundfunkmitschnitte Toscaninis veröffentlicht, die ebenfalls amerikanische Bruno Walter Society. Wir berichteten über einige ihrer Aufnahmen in Heft 2/73. Hier ein stichwortartiger Überblick über das seither erschienene Programm dieser „non-profit corporation“, die ihre Platten bei Direktbestellung (genaue Adresse siehe auf S. 920 dieses Heftes) zum Preis von durchschnittlich 7 \$ pro Stück, nach derzeitigem Umrechnungskurs also in der Mittelpreiskategorie, verkauft. Der Klang der Platten ist, da es sich vorwiegend um Aufnahmen aus den dreißiger bis fünfziger Jahren handelt, naturgemäß „historisch“, die Enge, Undurchsichtigkeit und (teilweise starke) Rauigkeit des Klangbilds wird gelegentlich noch durch atmosphärische Störungen oder Übersprechen anderer Sender beeinträchtigt. Künstlerisch sind sie dagegen ausnahmslos interessant, in vielen Fällen haben sie den Rang bedeutender Dokumente.

Ein solcher Rang muß unbedingt dem Mitschnitt einer Walter-Aufführung von „Figaros Hochzeit“ aus der Met zugeschrieben werden, obwohl bedauerlicherweise das wichtige zweite Finale nur durch seine Anfangspassage vertreten ist (eine Panne des „private recording“?). Dieser italienische „Figaro“ vom 29. Januar 1944 ist ein treffliches Zeugnis für Walters Mozart-Engagement sowie für seine Fähigkeit, die Protagonisten jener New Yorker Repertoire-Vorstellung zu wirklicher Ensemblekunst zusammenzuschließen. Bei den ariosen Nummern verdient die Genauigkeit des Sings gerühmt zu werden. Platten und Plattenhüllen registrieren nur die Namen der sechs prominenten Künstler Steber, Sayão, Novotna, Brownlee, Pinza und Baccaloni; neben ihnen aber sei wenigstens noch der prägnante Basilio von Alessio de Paolis genannt. Von irgendeiner Verniedlichung ist in Walters Musizieren nichts zu spüren; hingegen ist er stets um Feinheit der Sänger-Begleitung und um orchestrale Differenzierung besorgt. In den belebten Tempi, die Walter zumeist wählt, entwickelt sich beschwingt die Handlung, in die das Publikum oft genug mit spontanen Reaktionen einfällt.

„Nur“ eine Ergänzung veröffentlichten Materials bietet ein Mitschnitt der „Eroica“ mit der „Symphony of the Air“,



der aber stilistisch als weiteres Zeugnis für Walters sehr energisches, straffes Dirigieren aus den dreißiger und frühen vierziger Jahren interessant ist und künstlerisch durch Schwung, Geradlinigkeit und eine Intensität überzeugt, die die Aufführung stets aus konventionellen Niederungen heraushält. Vor allem der Trauermarsch ist hervorragend intensiv gelungen. Zusätzlich bietet die Platte (alle Veröffentlichungen enthalten über eine Stunde Musik, auf manchen Seiten sind bis zu 37 und 38 Minuten untergebracht!) eine alte Egmont-Ouvertüre mit den Berliner Philharmonikern; weniger erregt, sachlich als die Eroica, dafür aber stärker die modellierende Hand des Dirigenten spüren lassend.

Ganz auf der Linie des op. 55 dann wieder die erste Veröffentlichung der Frühlings-Sinfonie von Schumann unter Walter (1945), die sich in ihrer Klarheit würdig an seine Einspielung der „Rheinischen“ anreihet, allerdings bei weitem nicht so „atmosphärisch“ dicht ist, wie Walter dieses Werk in den fünfziger Jahren mit Sicherheit dirigiert hätte. Hier wird Schumanns Werk ergänzt durch die Neuveröffentlichung einer 1945er-Schellack-Einspielung des Mendelssohn-Violinkonzerts mit Nathan Milstein – im Hinblick auf die neue Milstein-Aufnahme zumindest ein „gefundenes Fressen“ für Diskografen...

Bruno Walter als Begleiter von Kathleen Ferrier und Lotte Lehmann zeigt schließlich eine Platte mit deutschen Liedern der Romantik. Diese Aufnahmen von 1949 und 1950 sind in jeder Hinsicht bemerkenswert: Als Dokumente eines Begleitspiels, das trotz mancher „kapellmeisterlicher“ Züge (Nachklappen der Hände, Herausholen von Nebenstimmen) durch die künstlerische Sicht immer fesselt, als Dokumente einer Lotte Lehmann, die nicht mehr bei Stimme ist, aber in vielem musterhafte Gestaltung des Vortrags demonstriert, und last not least als herrliche Beispiele des Liedgesangs der Ferrier („Junge Nonne“!).